

(Nachdruck verboten.)

5)

## Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

Vor, hinter, neben Lene tappte, sprang und lief es. Bekamte grüßten, eilten voraus oder fielen zurückbleibend wieder in ihren langsam würdigen Bürgerschritt. Allüberall Geschwätz, Geschrei und Lachen. Eine Schar bloßfüßiger Buben raste, wie die wilde Jagd, dem Walde zu. Dem Kleinen gab's einen Riß. Er blieb stehen und blickte mit zinkernden Augen den Glücklichen nach. Im nächsten Augenblick schritt er wieder fein sitzbar vor seiner Kostfrau einher.

„Gott g'seg'n's! . . . Der richtige blaue Montag! . . . Alle Schuster sind auskommen. . . „Und wenn ich alle Jahr meine Hosen nur einmal anzieh', ins Schützenlager muß ich!“ hab' ich unlängst einen sagen hören. . . . Der Unsrige ist auch dabei. Haben Sie ihn g'seg'n, Herr Nitschelwiger?“

Der angehende Lehrer begnügte sich mit einem kurzen Nicken. So ein Schuster! Von der Sorte gab es in Eger hunderte.

„. . . Und seine zwei großen Buben! Die haben schon ordentlich drauf! . . . Und die Mutter fährt auf die Märkt' . . .“

Lene mußte abbrechen. Den ganzen Weg entlang standen die Ausflügler, schrien Hoch und Vivat und schauten nach dem Flusse, an dessen Ufer die Wellen klatschend schlugen. Die Eger herauf arbeiteten sich drei vollbesetzte, an einander gekoppelte Kähne; im Bug des vordersten stand ein Hornist der Feuerwehrrunde und blies mit vollen Backen andächtig ein Lied. Die am Ufer stühten, dann hatten viele es sofort heraus: Es war das Leiblied des Brezelbäck. Und allsgleich fielen sie ein in den Gesang derer in den Kähnen:

„Und war's auch nur ein einzig Wort . . .  
O laß, o laß mich selig wandern. . .“

Die in den Booten erhoben sich, die Kähne schaukelten, der eine schien sich quer legen zu wollen.

Lene wurde ängstlich.

„Sie werden umkippen!“

„Dann schwimmen sie auf dem See wie — Enten.“ brummte Nitschelwiger in den Bart. Er war ärgerlich. Schuster, Schneider, Bäckermeister! . . . Er hätte es sich sagen können! . . . Aber nur vorwärts, damit die Geschichte endlich ein Ende hatte! . . . Wenn er allein gegangen, wie die andern Studenten, wäre er längst draußen. . .

Die Kähnfahrer legten an und stiegen aus. Na, endlich ging's schneller: Alle wollten hinter dem Hornisten drein. . .

Auf halber Höhe überholte Lene eine kleine, runde Frau. Ihr Gesicht glühte, aber mit tapferen Schritten stapfte sie aufwärts. Als sie Lene erblickte, ließ sie ihr aufgerafftes Kleid fallen und griff nach der Bekannten, wie um sich zu halten. Erst allmählich kam ihr der Atem.

Im Weitergehen stöhnte sie:

„Hab's net mehr daheim ausg'halten . . . Schon seit früh, seit der Schützenmesse . . . ist er draußen . . . mein Alter . . . der Martin . . . in Uniform. . . Und er trinkt zu viel . . . wenn ich net da bin . . . Und dann . . . weiß er wieder . . . acht Tag net . . . wem er ang'hört! . . . Frau Försterin, 's ist ein Kreuz mit den Mannsbildern! . . . Essen Sie auch die Bratwürst' gern! . . .“

Lene blickte zu ihrer Semmellieferantin hinab, die sich in ihren Arm gehängt hatte.

„Wie ein fettes, sauberes Schweinchen!“ dachte sie und verzog den Mund.

Man hörte schon die Musik. In der Lindenallee war der Duft schier betäubend. Und endlich lag es da, umzirt von grünem Fichtenwald: Siechenhaus. Vor dem hellen, freundlichen Hause weiße Tische und Stühle, dann der Holzpavillon der Schützenkapelle, auf dem Nasen, unter jungen Eschen und Linden, kunstlos zusammengeschlagene Tische und Bänke, Bretterbuden, Buschenschänken und Bratwürstbratereien. Der ganze Platz wimmelte von Menschen. Alle tranken, aßen,

schrien und schwigten, Schützen und einfache Bürger. Knapp am Wege lagerte eine Schar Studenten, die aus Prag und Wien schon in die Ferien gekommen. Auf bloßer Erde. Das Horn kreiste, dann sangen sie wieder. Ein Wall von Menschenleibern umgab sie.

Die Bäckersfrau drängte:

„Da, auf dem Wege rechts hinüber! . . . Ich fall' um, wenn ich nichts hineinbekomm'. . . Ich muß was essen! . . . Sehen Sie, da ist schon der Kletterbaum! Um sechs geht's los . . . Für drei Gulden ist Zeug dran, sagt der Martin. . . So . . . Rechts! . . . Rechts! . . . Da bleiben wir! Da sind die Würst' und 's Bier net weit! . . .“

Die geräumige, nach dem Plaze hin offene Bretterbude war nicht stark besetzt. Die Bäckersfrau fiel auf die Bank, riß die Gurtbänder auf und nestelte an Nieder und Rod.

„Da wären wir! Na, alsdann!“

Sie holte einigemal tief Atem, stand auf und schlug mit Händen und Armen.

„Jetzt kommen die Bratwürst'! . . . Wie viel Paar soll ich denn mitbringen? . . .“

Ihr Blick ging in die Runde. Lene und Nitschelwiger schwiegen, das Kleine nickte eifrig.

„Seh' schon, was halt recht ist,“ fuhr die Märtel-Bäckerin fort. „Zahlt jeder, was er verzehrt.“

Jetzt nickte das Kleine nicht mehr.

Nach einer Weile kam die Bäckersfrau mit einem Zeitungsbogen voll Würsten und Brotschnitten zurück. Der halbe Tisch war voll. Die Bratwürste waren zu zweien und dreien mit Holzdrähten aneinander gepflocht.

„Greifen Sie zu!“

Die Bäckerin kante schon und hielt eine Brotscheibe unter das Kinn.

„Delikat! . . . A Ge—nuß! . . . Net Ietschig! . . . Mein herzhaft! . . . Das macht der Rost! . . . Das Schützenlager ist geraten! . . . Sie! . . .“

Sie tippte Nitschelwiger auf den Arm.

„Sie Herr . . . Herr . . . Wollen S' net a Bier holen? Eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . . Legen Sie 's derweil aus, wir rechnen dann ab . . .“

Nitschelwiger blickte erst auf seine Kostfrau; als diese nickte, ging er.

Die Bäckersfrau aß langsam, bedächtig, jeden Bissen kostete sie aus. Das stachelte den Appetit der andern. Nicht ein Wort wurde laut. Das Kleine ließ keinen Blick von dem Vurstvorrat, und wenn wieder ein Paar verschwunden war, seufzte er auf.

Die Märtel-Bäckerin spülte den letzten Bissen mit einem Trunk hinab, wischte sich den Mund und stand schon auf den Füßen.

„So! Und nun muß ich doch nach meinem Mann schauen! . . . Die Leute wollen morgen wieder frisches Brot und Ribserln . . . Adje, Frau Försterin! . . . Wir sehen uns noch, eh' 's Gehen angeht . . .“

Weg war sie.

„Sie hat das Bier nicht bezahlt,“ brummte Nitschelwiger.

„Und wir sind die Bratwürst' schuldig geblieben! . . . Lassen Sie nur . . . da kommen wir nicht zu kurz . . . Hat's geschmeckt, Kleiner? . . .“

„O, Kostfrau! . . .“

Der Kleine wuschelte sich an Lene heran, wie ein Klüden an die Bruthenne.

„Sie werden sich umsehen wollen,“ meinte Lene zu Nitschelwiger. „Gehen Sie nur! Wenn Sie einen von den Unsrigen sehen, schicken Sie ihn her! . . .“

Der Lehramtskandidat erhob sich. Im Gehen schmunzelte er. Die Auslagen für Bier mußte ihm die Kostfrau ersetzen. So kostete ihm die Geschichte nicht einen Kreuzer. Und zu Hause würde es wohl auch noch ein Nachtmahl geben. . . . Er zog eine Cigarre, die er schon acht Tage in der Tasche herumtrug, hervor und setzte sie in Brand.

Lene lehnte sich zurück. Ihr Blick glitt über die Festwiese. Da wimmelte es noch ärger als zuvor. Das aß und trank, als hätte es einen bodenlosen Sack statt eines Magens im Leibe. Zwischen Tischen und Bänken drängten sich Schützen

in Uniform; die Feldmützen saßen den Braven im Nacken, und die langen Säbel wackelten immer wieder zwischen die Beine. Vom Waldrand her zog in blauen Wolken der Bratwurstdampf.

Zu Lenes Linken hatte eine Familie Platz genommen. Vater, Mutter und drei kleine Mädchen. Die Frau legte immer wieder die Hand auf den Arm ihres Mannes und sagte: „Aber Joseph, trink doch nicht soviel!“ Der ließ sich nicht stören. Als er wieder einen Trunk gekostet und die Hand spürte, gab er seiner Schulter einen Ruck und knurrte:

„Du willst mir's Trinken verbieten, mir, dem Schornsteinfegermeister Bayern?“

Er sah seine Frau spöttisch an.

„Zinngießer, Schwertfeger, Bürstenbinder und wir haben seit jeher den größten Durst g'habt in der Egerstadt . . . Dabei bleibt's!“

Die Frau erhob sich das Bierglas, leerte es und lachte: „Wenn Du trinkst, kann's mir schmecken! . . .“

Den drei Mädchen stand wie auf Kommando der Mund auf . . .

Leue blickte zur Seite. Es war etwas in ihr, das jubelte. Am liebsten hätte sie aufgeschauzt. Das war ja schier wie in Konradtsreuth! Da, drüben, über dem fensereifen Korn, das leise wellte in langen Wogen, der Spittelhof, von Bäumen umhüllt, daß nur da eine weiße Ecke, dort der Giebel eines roten Ziegeldaches hervorragte. Drunten der glühende Fluß, eingefast von hellen Wogen und kleinen Häusern, die sich unter die Felsen zu verkriechen schienen; das stummernde Wehr und dann die Stadt. Ueber der Naahn und dem weißen Schützenhause die Bastei, die alte Burg mit ihrem schwarzen Kiemerturm, dahinter durcheinandergeschoben die hohen, steilen Ziegeldächer, überragt von den Spitzen, von Dächern umlagerten Türmen der Nicolai- und Franziskanerkirche, dem Turm des Rathhauses, auf dem man das Zifferblatt ganz deutlich unterscheiden konnte. Ganz hinten die hohen, weiten Wogen des Viadukts, über den ein Zug nach Sachsen glitt. Und das Ganze umspannt von einem Rahmen grüner Bäume.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## An den Bergen.

Von Boleslaw Prus. Autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen.

(Schluß.)

Der Nebel wurde immer dichter. Die Damen hüllten sich in Tücher und sahen tra da, während der Deutsche in höchster Erregung auf und ab ging.

Plötzlich faßte er mich bei der Hand und führte mich zur Seite. Sein Gesicht trug einen wilden Ausdruck.

„Wenn Herr,“ sagte er mit veränderter Stimme, „ich weiß, daß wir über einem Abhang sitzen; wenn ich ihn auch nicht sehe, fühle ich bei dem bloßen Gedanken einen solchen Schwindel, daß . . . ich es nicht länger aushalte.“

„Was wollen Sie also thun?“ fragte ich erstaunt.

„Ich stürze mich hinunter! Lieber sterbe ich, als daß ich diese Qualen länger ertrage . . . Ich teile es nur Ihnen mit; die andern brauchen nichts zu wissen . . .“

„Sind Sie von Sinnen?“

„Ja, ich fühle, daß ich von Sinnen bin . . .“

In diesem Augenblick näherte sich der Engländer, und bevor ich zur Besinnung kam, hatte er den Rasenden geblickt. Er wollte ihm die Hände binden, und mir rief er mit halblauter Stimme zu:

„Werfen Sie ihm ein Tuch über den Kopf!“

Aber der Unglückliche riß sich los, stieß uns beide fort und lief links die Wand entlang.

Nach einer Weile hörten wir einen schweren Sturz und das gedämpfte Getöse rollender Steine . . .

„Was ist dort geschehen?“ rief eine der Damen, als sie den Lärm vernahm.

„Nichts,“ entgegnete der Engländer dumpf. „Unser Kamerad versucht, den Berg zu besteigen . . .“

Und zu mir flüsterte er:

„Mein Wort davon, sonst folgen ihm die übrigen. In solch einem Augenblick ist die Tollheit eine ansteckende Krankheit. Eine peinliche Lage . . .“

Er nahm einen kräftigen Schluck Cognac, gab auch mir zu trinken, und dann begann er mit hübscher Tenorstimme eine Arie aus einer Operette zu singen. Die Gesichter der verstimmten Französinen lächelten sich und die Damen begannen ebenfalls zu

singen. Sogar mein Landsmann vergaß das Mittag und stimmte mit falschem Bass ein, der die Melodie fortwährend stärkte.

Nur ich schwieg erstaunt und erschreckt. Dieser Gesang über dem Abgrund, nach einem solchen entsetzlichen Fall ließ mich den übermenschlichen Mut, aber auch den Ernst der Lage erkennen.

„Singen Sie!“ rief mir eine der Damen zu. „Das ist das beste Mittel gegen Langeweile und Kälte.“

„Vielleicht werden die Vergleute dadurch auf uns aufmerksam,“ flügte die andre hinzu.

Und sie begannen zu dreien eine neue, noch lustigere Arie. Diesmal schrie aber mein Landsmann in seiner Sprache, ohne sich zu genieren, aber auch ohne verstanden zu werden: „Der Teufel hole Dich, Engländer, zusammen mit Deinem Berg! Wenn ich die Schweizer nicht fürchtete, so würde ich Dich anstatt Kalbsfleisch zu Mittag verpeisen!“

Der Engländer wandte ihm sehr höflich sein bleiches Gesicht zu und schlug den Takt mit der Hand.

Da . . . hörten wir plötzlich eine Stimme von unten. Der Engländer sprang auf und lief dorthin, von wo der Deutsche abgestürzt war.

„Hop! hop!“ rief man von oben.

„Hop! hop!“ antworteten wir im Chor.

Die beiden Damen küßten sich vor Freude.

„Ich bin nicht tot!“ rief die Stimme. „Steigen Sie hier herunter! Ein famoser Weg!“

Erstaunt erlauten wir die Stimme unsres Deutschen.

„Von dieser Stelle können die Herren herunterspringen, es ist kaum einige Meter hoch . . . Die Damen muß man aber auf die Schulter nehmen,“ schrie der Deutsche.

„Gott sei Dank!“ rief mein Landsmann; „wenigstens komme ich heute noch zu meinem Abendbrot!“

Und er sprang in den Nebel hinein.

Wieder hörten wir die Steine rollen und die Stimme des Landsmannes schimpfen:

„Der Knud hole ihn mit solchem Weg! . . . Wahrscheinlich habe ich mir den Fuß verstaucht!“

Dann hörten wir unten eine Unterhaltung. Die beiden mußten einander schon gefunden haben.

Wir gingen alle der Reihe nach hinunter, trotz des Widerspruchs der Damen, die auf keinen Fall auf die Schultern des Engländers klettern wollten. Schließlich besannen sie sich jedoch. Der Felsen bildete nämlich an dieser Stelle eine Art Schwelle, die drei bis vier Meter hoch war; man mußte entweder hinunterspringen oder mit Hilfe einer untenstehenden Person hinuntergehen. Nachdem wir den fatalen Felsblock verlassen hatten, befanden wir uns auf einem steilen Abhang, der von oben bis unten mit Steinen beschüttet war. So gingen wir nicht, sondern liefen in größter Hast und lärmend, alle vier an die Hände gefaßt: die Damen in der Mitte, der Engländer und ich zu beiden Seiten. Vor uns, ein wenig zur Seite, sahen wir im Nebel zwei Schatten sich vorwärts bewegen: meinen Landsmann und den mihätränen Selbstmörder. Trotz der bedeutenden Geschwindigkeit liefen wir mehrere Minuten den steilen Abhang hinunter. Je tiefer wir jedoch kamen, desto durchsichtiger wurde der Nebel; endlich sahen wir das Thal.

Als wir eine Viertelstunde später alle auf der Wiese zusammentrafen, faßte der Engländer den Deutschen unter und sagte zu den Damen:

„Wissen Sie, daß dieser Mensch sich vor einer Stunde töten wollte?“

Der Selbstmörder ging beschämt zur Seite, und als die Französinen sahen, mit welchem Ernst der Engländer sprach, begannen sie zu lachen. Selbst mein Landsmann hielt es für einen guten Witz. Als wir aber den Fall erzählten, begann eine der Damen zu weinen, und die andre bekam einen Weinkrampf.

Thatsächlich verdankten wir dem augenblicklichen Wahnsinn unsres Kameraden unser Leben. Denn der Felsblock hing über einem Abgrund, und nur von dort aus, wo der Deutsche hinuntersprang, konnte man ins Thal steigen, ohne sich der Todesgefahr auszusetzen.

Uebrigens verlief sein Abenteuer ziemlich einfach. Als er sich vom Felsen hinabstürzte, traf er auf eine Schicht Steine; um seinem unerträglichen Kopfschwindel schneller ein Ende zu machen, lief er blindlings vor sich hin. Nach einigen Minuten hatte er die Zone des Nebels hinter sich und er sah — den gefahrlosen Weg. Sobald er sich von der Erschütterung erholt hatte, kletterte er nicht ohne Mühe wieder hinauf, um uns den Weg zu weisen.

„Wollen Sie glauben,“ schloß mein Freund, „daß der Deutsche seit diesem Vorfall nicht mehr an Kopfschwindel leidet! . . . Er ist sogar Mitglied des Alpenklubs geworden, und heute finde ich seinen Namen in den Listen der Touristen, die die höchsten Berge besteigen. . .“

## Kleines Heuilletou.

es. Kontraktbrüchig. Eines Tages kam Etti mit einem strahlenden Gesicht nach Haus, sie hatte ein Kästchen gefunden, ein allerliebstes kleines Ding. Halbverhungert hatte es zwischen den Kisten und Körben des Fabrikbodens herumgelegen, es gehörte

niemand und keiner wollte es. Elli war Feuer und Flamme: „Ich nehm se, ich zieh se mir groß.“

„s kost' bloß so vil' Milch,“ meinte die Mutter bedenklich.

„Ich trink' weniger in 'n Kaffee,“ jummelte Elli, „ach Mütterchen, Mütterchen, sag doch man nicht nee, se is so niedlich.“

„Und son Käselein frist ja nicht viel,“ redete der Vater zu, er hatte die Kage schon auf dem Schoß und ließ sie nach der Sofa-bommel haschen.

„Und später maust se auch, Mütterchen.“

„Denn müssen wir se auf alle Fälle behalten,“ entschied Mütterchen und lachte.

So blieb das Käselein denn im Hause. Es war wirklich ein ausgesucht niedliches Käselein, grieselgrau mit weißen Handbüschen, weißem Vorhänd und weißem Scheitel, und dabei schmeichlerisch und zuthunlich. Wenn Vater Mechelle den Hof segte, spielte es um den Besen herum, und wenn die Mutter Strümpfe stopfte, haschte es nach dem Wollhänel, am meisten aber hing es an Elli. Es sprang ihr auf die Schulter, wenn sie bei Tisch saß, und rieb das weiche Zellchen an ihren Wangen. Es kuschelte sich in ihren Schoß und saß auf dem Fensterbrett, wenn das Mädchen aus der Fabrik heim kommen mußte; es war aber auch Ellis Verzug. Sie sparte ihm die Broden vom eignen Frühstück, sie teilte mittags mit ihm den großen Bissen Fleisch. Sie liebte ihr Käselein.

Es war ein neues Etwas mit ihm in ihr Dasein gekommen, in dieses armelige Laufmädchendasein, das morgens in dämpfigen Fabriksälen begann und abends in der engen Portierwohnung auf dem dritten Hofe schloß. Sie hatte etwas, auf das sie sich freuen konnte. Wenn sie Trepp ab Trepp auf lief vom Comptoir nach dem Keller und vom Keller nach dem Boden, wenn ihr manchmal die Zeit lang wurde im grauen Einerlei des ewigen Werkeltages, dann dachte sie an den laugen lauen Sommerabend, wo sie auf der Kellertreppe mit der Mizzi spielen konnte.

Und das graue Einerlei wurde plötzlich licht, und die Zeit, die so langsam schlich, flog wie der Wind.

Denn Elli war noch Kind mit ihren vierzehn Jahren und ein Weniges schuf ihr eine Kinderfreude.

Und so gingen der Sommer und die großen Ferien und der September kam und eines schönen Morgens sagte Vater Mechelle: „Kannste heut nich' fröhler kommen, Ellichen, und mal recht pünktlich? Du weest doch, daß De mußt mit helfen rustragen, Lendlers kommen nach Haus.“

Lendler, Maurermeister und Rentier, war der Hauswirt, er kam mit seiner Frau aus Zimowitz vom Wade.

„Wer schon kommen,“ nickte Elli, und fuhr dem Käselein zum Abschied über den Rücken.

Sie kam sehr pünktlich. Sie war den ganzen Weg gerannt. Sie nahm sich kaum Zeit, ein paar Happen zu essen. Dann lief sie nach der Hausthür. Da stand der Vater schon und wartete und fast im gleichen Augenblick fuhr die Gepädrockle vor.

„Da wären wir, Mechelle,“ sagte der Rentier und sprang aus dem Wagen. „Nu nehmen Sie mal den großen Koffer. Tag, Elli, Du lauscht Dir die Kartons nehmen! Kommi, Amanda.“ Damit wandte er sich wieder zu seiner Frau und wollte ihr aus dem Wagen helfen. Allein Amanda, die Frau Wirtin, blieb auf dem Triübbrett stehen, gestikulirte mit dem Sonnenschirm nach dem Hausflur und schrie in allen Tönen höchsten Entsetzens: „Puffel, mein Puffel, die Kage, die olle Kage! Se springt ihm ja auf'n Kopf, schmeißt doch mal die olle Kage raus.“

„Miezi . . .“ Elli schrie auf, ließ die Kartons in den Straßenschmutz fallen und stürmte auf den Hausflur. Hundegelläff, Kagen-geläch, Frau Amandas Spitz, der vorangeirungen, und Ellis Käselein, das ihm nachgeschlichen, setzten in wilder Jagd die Treppe hinauf und hinunter.

„Mieze! . . . Puffelchen! . . . Meine Mieze!“

„Bringt doch die Kage weg.“ „Wer schafft denn hier Katzen an? Verfluchtes Vieß, wirfte machen, daß du rauskommst!“ Alles schrie und lief durcheinander.

„Aber es is ja meine Kage!“ jammerte Elli. Sie kam gerade recht, um die quiekende Miezi aufzunehmen, die unter einem Fußtritt des Hauswirts die Treppe herunterflog.

„Blutig hat sie'n gekragt, das Schensal!“ schrie die Wirtin und bedeckte ihren Spitz mit Küffeln.

„Tott nee! Und se kommt ja sonst nie nach vorn,“ suchte Vater Mechelle zu beruhigen.

„Lassen Se doch man, Frau Lendlern, se is ja bloß Ellichen nachjerennt.“

„Raus muß se,“ schrie der Wirt: „Ihre Kage? Wie kommen Sie'n zu 'ner Kage, ohne mich zu fragen? Das is'n Kontraktbruch, Haustiere hab' ich verboten.“

„Tott, 's is doch man Ellichens, und . . . und . . .“ Vater Mechelle fuhr sich mit der Hand durch das graue Haar, er flog am ganzen Leibe: „Nee, Herr Lendler, und wie Sie nu Ihren Spitz, so hat nu unser Ellichen ihre einzige Freunde und . . .“

„Raus muß se!“ schrie der Wirt über's Geländer. „Heut noch schaffen Se das Vieß aus'm Haus! Das is'n Kontraktbruch; wenn se morgen noch hier is, fliegen Sie'n Ersten.“

„Schmeißen Se se ins Wasser,“ fauchte die Wirtin, „wir haben ja'n Kanal nah' und 's is bald Abend. Kriegen wir nu überhaupt bald unsere Koffer?“

„Und ich jeb se nich! Und ich jeb se nich, und nee . . . nee, meine Mieze.“

Elli preßte das Käselein an ihre Brust. Sie stand in der hintersten Kellerecke, sie jammerte und schrie.

„Ellichen,“ stammelte der Alte, „nee nu laß doch man, Ellichen . . . und ich thu ihr ja auch in'n Sack mit Steene . . . und nee, Ellichen, Du . . .“ er schluchzte selber, aber dann auf einmal packte ihn die Wut, jene sinnlose Wut, die von innen herausbricht und sich blind über das ergiebt, was am nächsten ist. Er schluderte die Thränen herunter und rüttelte sie: „Giebste die Kage her, dumme Föhre, oder willst lieber, daß Dein oller Vater auf seine ollen Dage betteln geht?“

Und willenlos ließ Elli ihm das Käselein. —

io. Das Verderben der Speisen beim Gewitter. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Speisen und Getränke während eines Gewitters leicht verderben oder, wie der technische Ausdruck der deutschen Sprache lautet, „umschlagen.“ Bier wird schal, Milch sauer, und sogar das Fleisch zuweilen ungenießbar. Zur Erklärung dieser auffallenden Wirkung des Gewitters ist viel Nachdenken aufgewandt worden. Unter andrem hat man vermutet, daß die Bildung von Ozon infolge der elektrischen Entladungen etwas damit zu thun habe oder daß die Erzeugung von salpetriger Säure für jene Vorgänge verantwortlich zu machen sei. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß die Atmosphäre während eines Gewitters chemische Veränderungen von erheblichem Betrag erleidet. Ueberdies müßte man annehmen, daß die Gegenwart von Ozon oder salpetriger Säure eher erhaltend auf die Speisen wirkte, da beide Stoffe kräftige Keimtöter sind. Endlich wäre, selbst wenn das Ozon die Verderbnis der Speisen veranlassen könnte, die davon während eines Gewitters gebildete Menge viel zu klein, um verhältnismäßig große Bestände von Bier und Milch sauer werden zu lassen. Beim Fleisch kam die Einwirkung von Ozon, d. h. von überreichlichem Sauerstoff, den Vorgang überhaupt nicht erklären. Wahrscheinlich ist er gar nicht mit unmittelbaren chemischen Einwirkungen in Verbindung zu bringen, sondern lediglich mit der Störung des elektrischen Gleichgewichts.

Jeder Körper auf der Erde befindet sich in einem gewissen elektrischen Zustand, der durch elektrische Vorgänge in der Umgebung beeinflusst wird. Personen, die sich in der Nähe eines niedergehenden Blühes befinden, fühlen häufig einen schweren Schlag, obgleich die Entladung sie gar nicht getroffen hat. Das sind die allbekannten Erscheinungen der elektrischen Induktion. Eine derartige elektrische Erschütterung müssen nun auch die Gegenstände erleiden, die beim Gewitter dem Verderben anheimfallen, und sie könnte als der Einfluß zu einer chemischen Umwälzung oder als ein Reiz auf die in jedem Körper vorhandenen Bakterien aufgefaßt werden, die nun ihrerseits die Veränderungen in den Stoffen herbeiführen. Obgleich letztere während eines Gewitters besonders auffällig und häufig werden, so treten sie unzweifelhaft auch zu andern Zeiten ein, wenn keine elektrischen Störungen wahrnehmbar sind, sogar bei völlig klarem Himmel. Elektrische Spannungen bestehen eben stets in der Luft. Gewöhnlich erreichen sie ihren größten Betrag einige Stunden nach Sonnenanfang, nehmen dann fortgesetzt ab, werden einige Stunden vor Sonnenuntergang am schwächsten, steigen dann wieder bis zu einigen Stunden nach Sonnenuntergang und gelangen auf ein zweites Minimum vor Tagesanbruch. Das sind die regelmäßigen Veränderungen der elektrischen Spannung in der Luft, die während eines Gewitters nur unregelmäßiger und schneller erfolgen. Uebrigens hat das Gefühl des Unwohlseins, das bei vielen Menschen während eines Gewitters eintritt und in Kopfschmerzen, nervösem Unbehagen und Niedergeschlagenheit besteht, in den nämlichen Einwirkungen seinen Grund, wie das Verderben der Speisen. —

### Völkerkunde.

— Die Reinlichkeit der Chinesen gilt allgemein nicht für über groß, die Teilnehmer an den letzten europaischen Expeditionen nach dem himmlischen Reich wissen davon manches Erstaunliche zu erzählen. Wie bei jedem, der eine Reise thut, scheint aber auch in diesem Falle etwas Uebertreibung mitzuspielen. Der französische Militärarzt Dr. Coulland, der sich lange in China aufhielt, sucht dessen Bewohner, so weit es eben geht, in den „Annales d'Hygiene Publique“ vor der Mitwelt „reinzuwaschen“. Nach ihm ist eine der auffälligsten Erscheinungen in hygienischer Hinsicht bei den Söhnen des Himmels die peinliche Mund- und Ohrenpflege. Die Frauen, Mandarinen, Bürger, Kaufleute und selbst die Bauern tragen häufig am ersten Knopf ihres Gewandes ein kleines Vestel, das aus einem silbernen Zahnslocher und einem silbernen Ohrlöffel besteht, oft aber auch noch weitere Werkzeuge zur Entfernung von Speiseresten aus dem Gebisse, zur Nagelpflege usw. enthält. Jeden Morgen und nach jeder Mahlzeit spülen sich die Chinesen mit abgekochtem Wasser oder Thee den Mund aus. Sie besitzen zu dem Zweck ein aus zwei übereinander stehenden Tassen zusammengesetztes Gefäß, von dem die obere als Spitz-, die untere als Spucknapf dient. Ein alter Brauch verlangt, daß bei einem Wasche die Teilnehmer sich das Gesicht mit einem in warmes Wasser getauchten Tuch abwischen. Dabei geht's nun gerade nicht besonders säuberlich zu, denn das Handtuch dient häufig für sämtliche Gäste. Nachdem der eine sich damit gereinigt, wobei zuweilen auch die Nase nicht zu kurz kommt, reicht er es seinem Nachbar, der sich damit begnügt, es vor dem Gebrauch von neuem mit heißem Wasser zu bespülen. Fast in sämtlichen Städten Nordchinas findet man ein Badehaus, dessen Besuchern gegen einen ganz geringen Preis eine Badeswanne mit warmem Wasser und ein Sand-

tuch zur Verfügung gestellt werden. Aus der Waime begiebt er sich in einen anstößenden Raum, der als Schwitzbad dient und wo sich zudem ein größeres Wasserbecken befindet. Die Badenden bequämen sich meistens mit dem Eintauchen ins Wasser oder berieselten sich nur damit, denn Seife gilt als Luxusartikel, den sich nur die Reichen leisten können. Die Kundschaft der Bade-Anstalten besteht aus wohlhabenderen Leuten, Gelehrten, Kaufleuten usw. Jedes Badehaus besitzt seinen Haarfürstler und seinen Fußpfleger. Besonders der letztere ist im Nagel- und Hühneraugen-schneiden sehr geschickt. Die Fußärzte treiben auch ihr Gewerbe im Umherziehen und kündigen auf den Straßen ihr Erscheinen durch Klappern an. Ihre Gebühren sind gleichfalls sehr gering. Einen besonderen Wert legen die Chinesen bekanntlich auf ihre Köpfe. Die Angehörigen der besseren Stände lassen sich alle zwei Tage den Kopf scheren und den Kopf kammern und ein Chinese, der nur alle acht Tage seinen Haarpus erneuert, muß schon sehr arm sein. Daher die große Zahl der chinesischen Haarfürstler. Von den Barbieren betreiben die einen ihr Geschäft zu Hause, die andern auf der Straße oder in der Wohnung ihrer Kunden. Die umherziehenden Haarscherer führen die nötigen Geräte zum Wasservärmen usw. in zwei runden Schachteln bei sich und stellen sich zur Ausübung ihrer Arbeit mit Vorliebe unter Thoren oder im Schatten von Tempeln auf. Ihr Schermesser hat eine dem Schädel entsprechende konvexe Form. Gegen eine kleine Sondervergütung übernehmen sie auch die Massage des Kunden. Sie reiben dabei die Haut mit einer hölzernen Rolle und klopfen dann im Takt mit der flachen Hand die Nacken- und Rückenmuskeln des Kunden. Die Bonzen tragen den Kopf völlig geschoren. Auch den Kindern werden die Schädel rasirt, nur läßt man, je nach dem Geschmack des Vaters, hier und da einen Haarbüschel bei ihnen stehen. Zu hohen Festen, besonders zu Neujahr, lassen sich sämtliche Chinesen ganz besonders fein scheren, so daß die Barbieri zu diesen Zeiten die Hände voll haben. —

**Hygienisches.**

en. Messingvergiftung. Das schöne gelbe Metall, das jetzt freilich etwas aus der Mode gekommen ist, aber doch noch für unzählige Geräte verwandt wird, jene Mischung von Kupfer und Zink, die wir Messing nennen, fordert bei seiner Bearbeitung manches Opfer an Leben und Gesundheit. Die Krankheit der Messingschmelzer ist seit langem bekannt, weniger Aufmerksamkeit aber hat man der Gefahr durch die Einatmung von Messingstaub gewidmet. Die üblen Folgen der Messingbehandlung äußern sich bei den Arbeitern immer in so übereinstimmender Art, daß daraus auf die Wirkung eines bestimmten Giftes zu schließen ist. Das Leiden beginnt mit Gleichmüdigkeit und Uebelkeit, dann folgt eine zunehmende Abzehrung. Es stellt sich Zittern der Muskeln ein nebst Verdauungsstörungen, metallischer Geschmack im Munde und ein unangenehmer metallischer Geruch des Atems, ferner Nervosität, Schwäche und starkes Schwitzen bei Frostgefühl. Ein besonderes Anzeichen ist die grünliche Färbung an den Wurzeln der Zähne, an den Gaumen und an den Haaren. Bei alten Messingarbeitern nimmt sogar der Schweiß eine deutlich grünliche Farbe an. Die Meinung der Aerzte ist bisher noch geteilt mit Rücksicht darauf, ob das Kupfer oder das Zink im Messing für diese Krankheit verantwortlich zu machen sei, doch ist das erstere wahrscheinlicher wegen der Ähnlichkeit in den Erscheinungen der Messing- und der Kupfervergiftung. Das Gift wirkt am schärfsten auf die Organe der Atmung und der Verdauung ein, indem der feine Staub einerseits in die Lunge gelangt und dort schließlich eine schwindigkeithäufige Erkrankung (Fibroze) erzeugt, andererseits mit den Speisen in den Magen gelangt und den Mageninhalt vergiftet. Als Heilmittel wird hauptsächlich ein andres Gift, der Phosphor, angewandt, doch sollte man sich weniger auf dessen heilende Wirkung verlassen, als vielmehr dem Entstehen der Krankheit vorbeugen. Dazu ist vor allem die strenge Durchführung folgender Vorschriften nötig: Die Aufwirbelung von Staub muß in den Werkstätten durch häufiges Sprengen und andere Mittel vermieden werden. Die Arbeiter sollten nur unter dem Schutz einer Maske (Respirator) arbeiten, sie müssen sich oft die Hände und das Gesicht waschen, namentlich vor dem Essen, auch darf niemals in den Arbeitsräumen selbst gegessen werden. —

**Aus dem Tierreiche.**

— Die Farben der Flußkrebse wechseln stark nach der Örtlichkeit ihres Vorkommens, zwischen braun, olivenfarbig, schwarzgrünlich, bläulich und rot. Es kommt dies daher, daß ihr Chitinpantzer einen dunklen Farbstoff neben dem roten enthält, der diesen gewöhnlich verdeckt. Kochendes Wasser zieht den dunklen Farbstoff aus, so daß die Krebse beim Kochen rot werden, verdünnter Alkohol (Branntwein) thut dasselbe schon in der Kälte, und in alten Zeiten, wo man sich um etwas Tierquälerei keine Gewissensbisse machte, brachte man manchmal lebende rote Krebse auf den Tisch, denen man durch Waschen mit Branntwein den dunklen Farbstoff genommen hatte. In manchen Orten kommen auch Krebse vor, bei denen sich der dunkle Farbstoff gar nicht entwickelt und die daher schon im lebenden Zustande rot aussehen, so nach Ichudi in der Dämmer bei Solothurn und in einem Bach bei Olten in der Schweiz, und man weiß, daß sich diese rote Art dort seit Jahrhunderten erhalten hat. Wie

W. J. Kent im „American Naturalist“ mitteilt; kommen dieselben Farbenrassen auch beim nordamerikanischen Flußkrebse (Cambarus) vor, und es ist klar, daß es sich hier um und drüben bei den dunklen Varietäten um Schuttfärbungen handelt, denn auf bläulichem Thon findet man bläuliche und auf schwarzem Grunde schwärzliche Varietäten. Auch rötliche kommen dort in weniger tiefen schnell fließenden Gewässern vor, ohne daß ein rötlicher Grund vorhanden ist. Diese rötliche Färbung schreibt Kent der Einwirkung der Sonnenstrahlen zu, denn er sah dunkle Krebse aller Schattierungen in besonnten Aquarien rot werden. Man muß sie jedoch allmählich an das hellere Licht gewöhnen, denn die schwärzlichen, bläulichen und grünlichen Krebse der tieferen Gewässer fürchten das Licht sehr; aber allmählich kommen sie hervor und werden, wenn man den Behälter dann mehr und mehr in die Sonne bringt, erst braun und dann rötlich. Doch es vergehen darüber Monate, und es dauert ebenso lange, bis Krebse verschiedener Färbung in Aquarien, deren Boden mit hellem Sande bedeckt ist, grau werden, wenn sie vor direktem Sonnenlichte geschützt sind.

Diese Versuche wurden mit Cambarus immunis angestellt, aber Cambarus diogenes verhält sich ähnlich. Seine Jungen kommen im Frühjahr dunkel und mit verschiedenen Tönungen aus den Schlupfwinkeln am Boden der Flüsse hervor und werden im Sommer unter dem Einflusse des stärkeren Lichtes rot. In Teichen, wo die erwachsenen Krebse schwärzlich und blauschwarz waren, beobachtete Kent aber auch ganz junge Krebse, die rot waren. Diese nahmen nach zwei Monaten den dunklen Ton der Alten an. —

(„Prometheus“.)

**Humoristisches.**

— **D o s h a f t.** „Nensch, was trägst Du denn da für einen feudalen Paletot?“

„Ach, nicht wahr, ganz aparter Stoff — Zerwebe aus Kamels-haaren — wie sieht er mir denn?“

„Wie angewachsen.“ —

— **„Fein“** erzogen. „Ach, Mama, sieh nur, wie lieb sich die Kleinen dort an ihre Mutter anschmiegen! ... Das können halt auch nur ordinärer Leute Kinder thun!“ —

— **Freundliche Auskunft.** Sommerfrischer: „Ihr habt da ein paar schöne, fette Schweine. Womit erreicht Ihr denn das?“

Bauer: „Ja, mei! Thun alleweil fressen, liegen 'n ganzen Tag am Bauch und arbeiten nig — akrat so wie d' Sommerfrischer!“ —

(„Lustige Blätter“.)

**Notizen.**

— **Josef Lauffs** neues Drama „Der Herothme“ erlebt am 20. September, mit Adolf Klein in der männlichen Hauptrolle, im Lessing-Theater seine Uraufführung. —

— Das **Dresdener Hoftheater** (Schauspielhaus) hat „Im Taubenschlag“, ein Lustspiel von Jerome K. Jerome, deutsch von Wilhelm Wolters, zur Aufführung angenommen. Dieselbe Bühne bringt in diesem Winter noch folgende Novitäten: „Walpurgisstag“ von Mag. Halbe, „Die Gerechtigkeit“ von Otto Ernst, „Opferfeuer“ von Karl Gjellerup, „Unsterblichkeit“ von Königsbrunn-Schau, „Die Aschenbach“ von Ferd. Simmerthal, „Don Gil“ von Friedrich Adler, „Die Mitoich“, „Naki“ von Karl Torrejani. Schließlich sollen in diesem Jahre zum erstenmal zehn Volks-Vorstellungen von Klassikern und Nachklassikern an Sonntagnachmittagen für die Arbeiterkreise Dresdens zu ganz billigen Preisen gegeben werden. —

— „Der Landsknecht“, eine Operette von Franz Berthel, gelangt am 14. September im **Dresdener Residenz-Theater** zur ersten Aufführung. —

c. Ein **Skandal** bei einem Sängerkfest. Die Stadt Genf hatte bekanntlich im vorigen Monat einen internationalen Wettbewerb für Gesangsvereine organisiert. 235 Vereine nahmen daran teil, und der Wettbewerb wurde nach etwa vierzehntägigen Prüfungen beendet. Jetzt aber erfährt man, wie der „Gaulois“ berichtet, daß die siegreichen Vereine ihren Triumph — Berufssängern verdankt haben, die besonders — und heimlich — für diese Gelegenheit engagiert waren. Diese Berufssänger haben die ersten Preise natürlich ohne Schwierigkeit davongetragen. Aber einer von ihnen, der bei der Verteilung der Preise in klingender Münze zu kurz gekommen zu sein glaubte, hat die Geschichte jetzt verraten. —

— In der **Düsseldorfer deutsch-nationalen Kunstausstellung** sind bisher für 420 000 M. Kunstwerke verkauft worden. —